Zeit, über Geld zu reden

Wie viel Geld macht uns glücklich?

Was kostet eigentlich ein Kind?

Verdirbt Geld den Charakter?

Bank Banque Banca CLER

«Was bedeutet Ihnen Geld?»

«Geld ist wichtig, aber Freude und Erfüllung im Leben sind mir wichtiger. Wenn ich Leistungssportler betreue, spüre ich, wie wichtig ihnen ihre persönlichen Ziele sind – unabhängig davon, wie viel sie damit verdienen. Sie wieder auf diesen Weg zu bringen, ist eine wunderbare Aufgabe.»

PRIV.-DOZ. DR. MED. CLAUDIO ROSSO SPORTMEDIZINER IOC SCHULTER- UND ELLENBOGEN-CHIRURG, VIZE-WELTMEISTER KARATE WSKF 2007

«Geld bedeutet mir, die Freiheit zu haben, etwas tun oder lassen zu können.»

MANUELA PFRUNDER, (BANKNOTEN-)DESIGNERIN

«Geld bedeutet für mich Sicherheit, Freiheit und es ist meine Lebensgrundlage. Aber ich bemühe mich, es dennoch nicht zu meinem Lebensmittelpunkt werden zu lassen.»

NADJA ZIMMERMANN, FOOD-BLOGGERIN

«Geld ist für mich Antrieb und Befriedigung gleichermassen. Jede Expedition bedeutet eine grosse finanzielle Investition. Dass ich die Erfahrungen nachher teilen kann, macht meine Arbeit für mich sinngebend.»

EVELYNE BINSACK, BERUFSBERGFÜHRERIN UND MOTIVATIONSREFERENTIN

«Der Besitz einer ausreichenden Menge Geld verleiht mir den Luxus, mich nicht um Geld kümmern zu müssen.»

PROF. MATHIAS BINSWANGER, ÖKONOM, GLÜCKSFORSCHER

IMPRESSUM: Eine Publikation der Bank Cler in Zusammenarbeit mit NZZ Media Solutions. Herausgeberin: Bank Cler.
Projektleitung: Mats Bachmann Ihr, Natalie Waltmann, Gregor Eicher. Realisation: NZZ Content Solutions; Norman Bandi, Elmar zur Bonsen.
Art Direction: Michael Adams. Bildredaktion: Katja Sonnewend. Autoren: Cornelia Glees, Conny Menner, Marianne Siegenthaler.
Druck: Multicolor Print. Diese Publikation wurde von NZZ Content Solutions im Auftrag der Bank Cler erstellt. www.nzzcontentsolutions.ch
Die Bank Cler trägt die redaktionelle Verantwortung für den Inhalt. Alle Rechte vorbehalten.

Lassen Sie uns über Geld reden

Über Geld spricht man nicht, oder? Wir von der Bank Cler sehen das anders. Wir haben keine Scheu, über Geld zu reden und darüber zu schreiben, so wie hier in dieser Beilage des Magazins NZZ Folio. Wir möchten Sie informieren und inspirieren. Denn über Geld nachzudenken ist die Voraussetzung, um Lösungen zu finden, Entscheidungen zu fällen – und Klarheit zu erhalten. Das gilt für jeden von uns, im Beruf wie im Alltag.

Wir neigen dazu, den Umgang mit Geld als Teil der persönlichen Intimsphäre zu betrachten. Ein Tabuthema. Schnell kommen dabei Gefühle wie Scham, Neid und Angst ins Spiel. Das ist nicht zuletzt eine Frage der Persönlichkeit. «Geld verdirbt den Charakter», heisst es im Volksmund. Doch stimmt das wirklich? Ist es nicht eher so, dass Geld uns glücklicher, sorgenfreier macht und unser Wohlbefinden steigert, je mehr wir davon haben? Glücksforscher und Ökonomen aus aller Welt beschäftigen sich sehr ernsthaft mit dieser Frage – mit erstaunlichen Ergebnissen.

Über das Geld zu sprechen, ist weder oberflächlich noch moralisch fragwürdig. Im Gegenteil. Es schärft den Blick – auch für kritische Fragen. Ist es etwa gerecht, dass Frauen in der Schweiz laut Bundesamt für Statistik (BFS) 12,5 Prozent weniger verdienen als Männer? Und hätten Sie gewusst, dass Schweizerinnen und Schweizer im internationalen Vergleich zwar überdurchschnittlich viel verdienen, aber zugleich wahre Schuldenkönige sind, wie die Zahlen des BFS belegen? Die Menschen hierzulande verhalten sich weder leichtfertiger noch verschwenderischer. Der Grund ist ein anderer: Der Anteil an Wohneigentum ist in der Schweiz zwar geringer als in anderen Ländern, aber es lohnt sich aus steuerlichen Gründen nicht, eine Hypothek ganz abzuzahlen. Zu denken gibt allerdings, dass laut einer Studie der Fachhochschule Nordwestschweiz mehr als ein Drittel aller 18- bis 24-Jährigen in der Schweiz verschuldet ist. Der Umgang mit Geld will gelernt sein, betonen die Experten. Ein Grund mehr, über dieses wichtige Thema offen zu sprechen. ■

12,5%

Geringerer Lohn für gleiche Arbeit: In der Schweiz verdienen Frauen laut BFS 12,5% weniger als Männer.

Fotos: plainpicture/OJO/Paul Bradbury (Cover), SNB, zVg, Getty Images, Castelberg

Meine Villa, mein Auto, meine Uhr

Die typischen Statussymbole der westlichen Hemisphäre ändern sich und sind keineswegs global: Westler, die alles haben, setzen sich heute durch umwelt- und gesundheitsbewussten «Guilt-free»-Konsum ab. Sie fahren am liebsten Tesla, tragen Fitness-Wearables und essen Biokost. Auch Understatement ist angesagt. Das Zurschaustellen von Luxus gilt als etwas vulgär. Gefragt sind puristische, oft handgemachte Luxusprodukte ohne weithin sichtbare Labels. In Asien dagegen protzt man lieber mit Markenartikeln. Und im armen Mauretanien wiederum ist es angeblich die Leibesfülle der Ehefrau, die den Status unterstreicht.

Geizhals oder Sparsocke?

«Geld verdirbt den Charakter», heisst es. Doch oft ist es umgekehrt: Der Umgang mit Geld spiegelt die Persönlichkeit wider.

Er ist einer der reichsten Männer der Welt, trägt Jeans und T-Shirts, fährt einen VW Golf und isst häufig bei McDonald's: Mark Zuckerberg, Facebook-Gründer mit einem Vermögen von über 70 Milliarden Dollar, müsste eigentlich nicht sparen. Warum tut er es trotzdem? «Der Umgang mit Geld verrät einiges über unsere Persönlichkeit», sagt Dr. Josef Lang, Psychologe aus Wettingen AG. «So kann man beobachten, dass sich eine bestimmte Haltung in finanziellen Dingen auch in anderen Lebensbereichen zeigt.» Konkret: Wer grosszügig mit seinem Geld umgeht, der hat oft auch ein offenes Haus und bewirtet gerne Gäste. Umgekehrt sind Sparsocken auch anderen Menschen gegenüber zuweilen recht zurückhaltend. Und Verschwender übertreiben es vielleicht nicht nur beim Geldausgeben, sondern arbeiten auch zu viel oder gönnen sich zu wenig Schlaf.

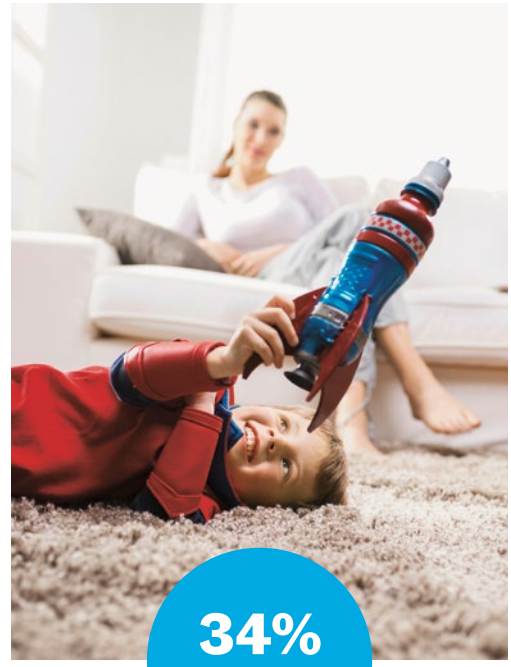
Unser Verhältnis zum Geld ist einerseits durch die äusseren Umstände geprägt. Wer kaum genug Geld verdient, um die laufenden Ausgaben zu decken, der kommt ums sparsame Haushalten nicht herum – und das unabhängig davon, ob dies seiner Wesensart entspricht oder ob er das Geld lieber mit beiden Händen ausgeben würde.
Anderseits sind wir auch durch unser Elternhaus beeinflusst. «Ist das Geld häufig Anlass für Diskussionen zwischen den Eltern, entsteht der Eindruck, dass Geld zu Konflikten führen kann», sagt Josef Lang. Und wenn jeder Rappen zweimal umgedreht werden muss, geht das nicht spurlos an einem Kind vorbei. Gut möglich, dass es dann auch als Erwachsener sehr umsichtig mit dem Geld umgeht – auch wenn dies seine finanziellen Verhältnisse gar nicht erfordern.

Doch egal ob reich oder arm: Die Einstellung zu Geld ist meist von starken Gefühlen geprägt. Geld steht nicht nur für Macht, Erfolg, sozialen Status, Sicherheit und Luxus. Es gibt uns auch die Freiheit und Unabhängigkeit, unser Leben nach unseren eigenen Vorstellungen zu gestalten. Und da ist immer auch die Angst vor Armut. «Mit Horten von Geld glaubt manch einer, seine Ängste kontrollieren zu können», sagt Josef Lang. Doch wie findet man zu einem gelasseneren Umgang mit seinen Finanzen? «Seien Sie sich immer bewusst: Geld ist wichtig fürs Leben, es genügt aber nicht für ein erfülltes Erleben.» ■

Kinder sind uns lieb – und teuer

Was Eltern heute für ihren Nachwuchs ausgeben

Familienglück ist mit Geld nicht aufzuwiegen. Doch das Leben mit Kindern hat seinen Preis. Wie das Bundesamt für Statistik ermittelt hat, kostet ein Kind hierzulande durchschnittlich 942 Franken im Monat, und dies ohne Krankenkassenprämien. Allein für den Haushalt müssen Eltern so jedes Jahr mit Mehrausgaben von 11 304 Franken rechnen. Bis zum 18. Lebensjahr addiert sich dies zu einer Summe von mehr als 200 000 Franken. Dabei ist das elterliche Portemonnaie am stärksten gefordert, wenn die Kinder elf Jahre und älter sind – und neben der Ausbildung noch Hobbys und womöglich ein Smartphone zu Buche schlagen. Bis zum elften Altersjahr rechnen die Statistiker mit monatlich 691 Franken, danach mit 1005 Franken. Die gute Nachricht: Mit jedem weiteren Sprössling sinken die Kosten pro Kind. Familien mit zwei Kindern müssen durchschnittlich 1508 Franken pro Monat für beide zusammen veranschlagen. Bei drei Kindern sind es monatlich 1821 Franken – pro Kind also nur noch 607 Franken. Bis zum 20. Lebensjahr zahlen Eltern 361 920 Franken für zwei Kinder. Haben sie drei Nachkommen, kostet dies fast eine halbe Million Franken. Für Familien, die ihre Budgets nicht sauber durchrechnen, können Kinder so unversehens zur Schuldenfalle werden. Denn in der Regel verzichten Eltern auf einen Teil der Erwerbstätigkeit und damit auf einen Teil ihres Einkommens. ■



34%
der Schweizer Haushalte haben Kinder

Etwa 1 Million der insgesamt 3,5 Millionen Schweizer Privathaushalte (34%) sind laut BFS private Haushalte mit mindestens einem Kind unter 25 Jahren. In einem Grossteil (80,4%) davon leben Paare mit ausschliesslich leiblichen oder adoptierten Kindern.

Die Sharing-Generation

Bei jungen Menschen ist Teilen angesagter als Besitzen

Kaufen? Nein danke! Besitz ist heutzutage vor allem bei jungen, internetaffinen Menschen mehr Last als Lust. Und Luxusgüter als Statussymbole sind schon gar kein Thema. Statt auf Eigentum setzen sie auf gemeinsame Nutzung. Ob Auto, Wohnung oder Bohrmaschine – was nicht dauerhaft benötigt wird, kann auch geteilt oder geliehen werden. Ganz flexibel. Neu ist die Idee allerdings nicht. Bereits in den 1970er und 80er Jahren riefen grün-alternative Kreise zum Teilen auf, um Ressourcen zu schonen. Heute spricht man von «Sharing Economy», und dank digitalen Technologien ist es kein Problem, mit irgendjemandem auf der Welt irgendetwas zu teilen oder zu tauschen. Ganz auf Konsum kann und will allerdings auch die sogenannte «Sharing-Generation» nicht verzichten. Aber wenn gekauft wird, dann gilt die Devise: lieber nachhaltig und überlegt, statt viel und billig. Minimalismus nennt man den bewussten Verzicht auf viel Besitz und übermässigen Konsum. Die Gründe, weshalb sich jemand für diesen Lebensstil entscheidet, sind zum Teil ganz unterschiedlich, ebenso variiert das Ausmass des Verzichts. Was sich aber alle erhoffen, die dem Minimalismus frönen: ein erfüllteres, selbstbestimmteres und damit glücklicheres Leben. ■

Fotos: shutterstock, Getty Images

Wie viel Geld macht uns glücklich?

Eine neue Studie zeigt: Mit dem Einkommen wächst unsere Zufriedenheit – aber nur bis zu einer bestimmten Summe.

51,1%

der Schweizer Bevölkerung lebt in einem Haushalt, der mit der eigenen finanziellen Situation sehr zufrieden ist. Wie einem 2017 veröffentlichten Bericht des Schweizerischen Bundesamtes für Statistik weiter zu entnehmen ist, haben hingegen 12,7% der Befragten nach eigenen Angaben Schwierigkeiten, finanziell über die Runden zu kommen. 9,0% der Bevölkerung gaben an, ihr Vermögen für laufende Ausgaben zu verbrauchen.

Schon beim Aussprechen schwingt Verheissung mit: «Geld» und «Glück» sind das, wonach die meisten von uns streben. Und wenn nicht, wird man im Laufe des Lebens immer wieder damit konfrontiert. Wissenschaftler diskutieren seit Jahren über das Verhältnis von Wohlstand und Wohlgefühl. Gibt es da überhaupt einen Zusammenhang? Und wenn ja, wie viel muss man verdienen, um dauerhaft glücklich zu sein? Die Antworten auf diese Fragen waren bisher nicht eindeutig: Manche Forscher fanden heraus, dass Geld nicht glücklicher macht, aber zumindest weniger traurig. Andere Untersuchungen zeigten, dass ein Mensch umso glücklicher ist, je mehr Geld er verdient.

Ein Team um den Psychologen Andrew T. Jebb von der Purdue University im US-Bundesstaat Indiana ist der Sache jüngst mit einer neuen Studie auf den Grund gegangen. Die Forscher analysierten dazu Daten aus einer Befragung von 1,7 Millionen Menschen aus 164 Ländern. Was sie vor allem interessierte: Bei welcher jährlichen Einkommenshöhe gaben die Studienteilnehmer die höchste «Lebenszufriedenheit» (dauerhaft) und das höchste «emotionale Wohlbefinden» (von Tag zu Tag) an. Das Ergebnis: Ein Jahreseinkommen zwischen 60 000 und 75 000 Dollar ist für eine Einzelperson die beste Basis für ein tägliches Glücksgefühl. Das ideale Einkommen für dauerhafte Lebenszufriedenheit liegt hingegen bei 95 000 Dollar. Studienleiter Andrew Jebb: «Die Werbung suggeriert uns, je mehr wir kaufen können, desto besser geht es uns. Dass die Einkommensschwelle tatsächlich die entscheidende Rolle spielt, hat uns schon überrascht.» Die Forscher stellten fest, dass das Einkommen, das für maximale Lebenszufriedenheit sorgt, von Kontinent zu Kontinent unterschiedlich ausfällt. Die von Jebb gelieferten Dollarzahlen sind Durchschnittswerte für die ganze Welt. In westlichen Industrienationen muss man vergleichsweise viel verdienen, um ein Maximum an Zufriedenheit zu erreichen: in Nordamerika 105 000 Dollar und in Westeuropa 100 000 Dollar, was in etwa 95 000 Franken entspricht. Zum Vergleich: Das durchschnittliche Jahreseinkommen liegt in der Schweiz bei etwa 59 000 Franken (Quelle: BAK Basel, 2015).

Glück und Zufriedenheit sind demnach kostspielige Angelegenheiten. Wer allerdings mit seinem Einkommen über den sogenannten Sättigungspunkt hinauskommt, muss mit Einbussen bei der langfristigen Lebenszufriedenheit rechnen. Jebb hat dafür eine logische Erklärung: Nicht das höhere Einkommen an sich führt zur Abnahme der Zufriedenheit, sondern die damit verbundenen Anforderungen, etwa eine höhere Arbeitsbelastung. Es bleibe dadurch weniger Zeit für soziale Kontakte und positive Erfahrungen.

Vergleiche mit den Nachbarn

Die Frage, wie viel Geld zum Glück nötig ist, beantwortet der Schweizer Ökonom Prof. Mathias Binswanger so: «Menschen vergleichen sich und ihren Wohlstand mit Nachbarn, Freunden, Kollegen, Familienmitgliedern. Und zwar immer nach oben.

Schneiden sie deutlich schlechter ab, kann das schon als Unglücksfaktor angesehen werden. Haben sie etwa gleich viel, trägt das zum Glücksempfinden bei.» Und: Wird eine reiche Nation noch reicher, entwickelt sich das Glücksgefühl nicht im selben Masse, da der relative Abstand zwischen den Menschen normalerweise gleich bleibt. Wer am unteren Rand der Einkommensskala rangiert, bleibt da auch – und ist unzufrieden, wenn alle um ihn herum mehr im Geldbeutel haben. Zudem kommt es darauf an, was man aus dem Geld macht. Ob man in die richtigen Sachen investiert, ob man Geld spendet, ja verschenkt: Es ist immer nur Mittel zum Zweck. Und die Kunst ist, daraus tatsächlich eine persönliche Glücksquelle zu machen.

Steigende Ansprüche

Ein weiterer Beweis für die These, dass viel Geld auf Dauer nicht viel hilft: Befragungen unter Lottomillionären haben gezeigt, dass die Euphorie über den plötzlichen Reichtum am Anfang natürlich gross war, aber mit der Zeit deutlich abflaute. Nach einem Jahr war das Glücks- oder Unglücksgefühl dann ungefähr wieder auf dem Level aus der Zeit vor dem Gewinn. Und viele beklagten sich darüber, dass sie dauernd Sorgen hätten, das Geld falsch anzulegen oder auf falsche Freunde hereinzufallen.

Sicher ist auf jeden Fall, dass man zu jeder Art von Glücklichsein ein Grundtalent braucht. «Durch mehr Wohlstand wird man kein anderer Mensch», bringt es Prof. Binswanger auf den Punkt. «Leute, die unbedingt reisen wollen, reisen auch mit wenig Geld. Wer sich immer Sorgen macht, ob das Geld reicht, wird das auch mit höherem Einkommen nicht ablegen.» Ein weiterer Aspekt ist ein gesundes Verhältnis zum Geld. Prof. Binswanger nennt da gerne das Beispiel der «Anspruchs-Tretmühle», in die man mit Geld leicht geraten kann: «Mit dem, was man hat, steigen die Ansprüche, zeitlich etwas verzögert, an.» Tatsächlich gilt materieller Besitz als nicht sehr nachhaltig. Das neue Auto, das einem so viel Freude gemacht hat, verliert schnell an Glückspotenzial, wenn man es täglich fährt. ■

Foto: Stocksy

Digitales Bezahlen – das Geld sitzt lockerer

Das Zahlen ohne Bargeld macht das Shoppen schnell und bequem, ist aber auch mit Risiken verbunden.

Das Finanzwissen und die Fähigkeit, kluge finanzielle Entscheidungen zu treffen, haben sich laut einer Allianz-Studie von 2017 bei den Europäern in den letzten zehn Jahren nicht wesentlich verbessert. Die Schweiz rangiert in der Skala zwar auf Platz 3, offenbart aber auch grosse Lücken vor allem im Wissen um Risiken.

Portemonnaie vergessen beim Kinobesuch? Das kann nerven. Erst recht, wenn man sich gerade in der Warteschlange bis an die Kasse vorgearbeitet hat. Aber das Ticket lässt sich ja auch mit dem Smartphone bezahlen – per QR-Code und Bezahl-App oder berührungslos mithilfe der Nahfunktechnik NFC (Near Field Communication), einfach im Vorbeigehen an einem Lesegerät. Allerdings muss die Technik an der Kasse kompatibel sein, und – ganz wichtig – der Kunde muss es auch wollen. Daran könnte es noch hapern. Denn Mobile Payment, also das Bezahlen mit Smartphone, Tablet oder Wearables, spricht bisher vor allem 18- bis 34-Jährige an. Die sogenannten Millennials sind laut einer Visa-Studie von 2017 die Pioniere des Mobile Payments in der Schweiz. Demzufolge nutzten 58 Prozent der Befragten unter 35 Smartphones und andere mobile Geräte, um ihr Geld zu verwalten oder online zu shoppen. Insgesamt wird in der Schweiz allerdings erst 0,2 Prozent des Transaktionsvolumens über Mobile Payment abgewickelt.

Nur Bares ist Wahres?

Beim Geld verlassen sich die etwas älteren Jahrgänge lieber noch auf Papier und Mün-

zen. Denn Bares ist universal, unabhängig von Technik und Stromzufuhr, und es sichert vor allem Anonymität zu. Zudem ist der Mensch ein Gewohnheitstier. So machte 2016 der Anteil an Bargeld bei den Umsätzen hierzulande noch 50 Prozent aus. Tendenz allerdings fallend. Schliesslich sind ja auch Debit- und Kreditkarten mit der NFC-Funktion ausgestattet, um bis zu 40 Franken kontaktlos zu bezahlen. Allemal genug für Gipfeli oder Kaugummi, ohne Codes und ohne Unterschrift.
Doch die Vorteile des digitalen Bezahlens können sich auch als Nachteile erweisen: Denn schnell geht es nur, weil man sich digital authentifiziert. Jeder Kauf hinterlässt digitale Fussabdrücke, der gläserne Konsument wird immer wahrscheinlicher. Zudem sitzt das «unsichtbare» Geld lockerer, die Hemmschwelle zu konsumieren sinkt. Damit steigt das Risiko, sich finanziell zu übernehmen. In den Schuldnerberatungen weiss man ein Lied davon zu singen.

Doch man muss unterscheiden: Das bargeldlose Zahlen beschleunigt zwar die Abfertigung an der Kasse, doch der Kaufprozess ist immer noch der gleiche. Anders beim Online-Shopping, das sich grosser Beliebtheit erfreut. Man sucht sich am PC, heute oft auch am Smartphone oder dem Tablet, den Traumpullover ohne Anprobieren aus und braucht nur wenige Mausklicks für die Bezahlung – schon ist die Lieferung an den Kunden unterwegs. Online-Shopping kann zur Schuldenfalle werden.

In der Öffentlichkeit traut man vor allem Jugendlichen den richtigen Umgang mit Geld nicht zu. Doch ist dem wirklich so? Gemäss einer Studie der Fachhochschule Nordwestschweiz sind 38 Prozent aller 18- bis 24-jährigen Schweizer verschuldet. Bei jedem Zehnten belaufen sich die Schulden auf mehr als 2000 Franken. Oft wollen sich junge Erwachsene nicht vor ihren Freunden als «arm» outen und machen jede Party mit, auch wenn sie sich das gar nicht leisten können. Der Schuldenberg wächst. Was läuft da falsch?

Finanzen im Griff behalten

Erziehungswissenschaftler weisen darauf hin, dass sich junge Erwachsene in Untersuchungen durchaus sehr rational im Umgang mit Geld gezeigt hätten. Getreu dem Grundsatz: Wenn ich mir etwas leisten will, muss ich mein Budget entsprechend einteilen. Wer seine Ausgaben zum Beispiel über Apps mit elektronischer Buchhaltung steuert, kann seine Finanzen im Griff behalten. Die Experten sehen denn auch den Grund für Verschuldung ganz woanders: Gerade bei Alleinerziehenden und in Familien mit geringem Einkommen spreche man nicht über Geld. Das Thema sei tabu. Und damit werde alles nur noch schlimmer.

Man muss also über Geld reden und informiert sein, gerade angesichts einer bargeldlosen Zukunft, die längst schon begonnen hat: Bei den Olympischen Winterspielen in Südkorea zum Beispiel haben Sportlerinnen und Sportler mit ihrem Handschuh bezahlt, ausgestattet mit einem NFC-Wearable. Und in China testet man bereits das Zahlen per Gesichtserkennung: «Smile to Pay», lautet das Motto. ■

4,7

Millionen Menschen in der Schweiz sind Online-Shopper. Sie gaben 2015 insgesamt 11,2 Milliarden Franken für Käufe im Internet aus, wie der Branchenverband NetComm Suisse berichtete. Das entspricht durchschnittlich rund 2400 Franken pro Person.

Die App Zak der Bank Cler wurde eigens für Smartphones entwickelt. Mit ihr lassen sich die Finanzen ganz einfach und übersichtlich verwalten. Man sieht jederzeit das zur Verfügung stehende Budget und kann Spartöpfe in Echtzeit anlegen.

79%

Knapp vier von fünf Online-Shoppern in der Schweiz bestellen im Internet am häufigsten Bekleidung, Accessoires oder Schuhe (79%), wie eine repräsentative Umfrage des Vergleichsportals comparis.ch ergeben hat. Rund 60% entfallen auf Unterhaltungsmedien oder Elektronikartikel, etwa 36% auf Kosmetika.

Foto: Getty Images

Gutes tun tut gut

Die Schweiz, ein Land der Stifter und Mäzene

13 172

gemeinnützige Stiftungen engagieren sich hierzulande gemäss Schweizer Stiftungsreport 2017. Sie verwalten laut SwissFoundations ein Vermögen von geschätzt 70 Milliarden Franken. 81,9% der Stiftungszwecke entfallen auf die Bereiche Kultur & Freizeit, Bildung & Forschung, Gesundheitswesen und soziale Dienste.

Wohltätigkeit ist eine verschwiegene Angelegenheit. Der Spruch «Tue Gutes und sprich darüber» gilt zwar für US-Mäzene wie Mark Zuckerberg und Bill Gates, doch Schweizer Milliardäre, wie Hansjörg Wyss, die öffentlich über ihr Engagement fürs Gemeinwohl sprechen, sind Unikate. Wohltätigkeit ist eben kein Geschäft, sondern eine Haltung. Und die ist bei den meisten Schweizerinnen und Schweizern offenbar fest verankert, wie der Blick in die jährlichen Spendenstatistiken zeigt. Ob sie oder er nun mit 5 Franken dabei ist oder mit 50 Millionen – die Steuerkonditionen sind für alle günstig. Und auch das gute Gefühl dürfte sich bei Gross- wie Kleinspendern für bevorzugte Zwecke wie Kultur-, Bildungs- und Sozialprojekte nicht unterscheiden. Doch wirklich Reiche wollen mehr: Sie möchten die Welt ein Stück verändern und über den eigenen Tod hinaus etwas bewirken. Das erklärt die vielen Stiftungsgründungen – Tendenz steigend, so der Schweizer Stiftungsreport 2017. Mehr als 13 000 Stiftungen hierzulande unterstützten zuletzt mit geschätzt 1,5 Milliarden Franken pro Jahr gemeinnützige Einrichtungen und Initiativen. Was könnte nachhaltiger sein als eine Stiftung, die per se für die Ewigkeit errichtet wird? Apropos Nachhaltigkeit: Wer auf nachhaltige Investments setzt, verschenkt nichts, sondern legt an. Und zwar besonders vorsichtig. Denn nachhaltige Geldanlagen berücksichtigen auch die Kriterien Umwelt, gesellschaftliche Verantwortung und gute Unternehmensführung. ■

Die Geschichte des Geldes auf einen Blick:

Jeder braucht es, jeder will es: Geld ist eine wichtige Grundlage unseres täglichen Lebens. Es steht für Freiheit, Anerkennung, Sicherheit und Selbständigkeit. Zugleich ist es der Inbegriff von Reichtum und Macht. Geld regiert die Welt, wie der Volksmund sagt. Seit Menschengedenken nutzen wir es, um den aufwendigen Austausch von Gütern zu vereinfachen. Aber was wurde eigentlich schon alles als Zahlungsmittel verwendet? Und wer hat die ersten Banknoten in Umlauf gebracht? Der Einsatz von Karten oder Mobile-Payment-Lösungen führt sogar dazu, dass man Geld nicht mehr anfassen kann. Dennoch vertrauen wir seinem Wert. ■

6000 v. Chr.
Naturalgeld
Schon in der Frühzeit der Menschheitsgeschichte werden nützliche Gegenstände, die leicht aufzubewahren und abzuzählen sind, als Zahlungsmittel verwendet. Dazu zählen Nutztiere, Reis, Salzbarren, Speerspitzen und Muscheln. Diese Vorläuferform des Geldes löst den direkten Tausch «Ware gegen Ware» ab.

1200 v. Chr.
Kaurischnecke
In weiten Teilen Afrikas, Asiens und Ozeaniens wird das Gehäuse der Kauri-schnecke zum vorherrschenden Zahlungsmittel – und das für lange Zeit.

600 v. Chr.
Münzen
Im kleinasiatischen Königreich der Lyder werden erstmals Münzen geprägt. Die neue Bezahlmethode breitet sich fortan über den gesamten Mittelmeerraum aus.

Stutz, Bucks und Moneten

Die Umgangssprache ist reich an Geldwörtern

Über Geld spricht man nicht? Für kaum etwas anderes gibt es so viele verschiedene Wörter: Allein im Schweizer Dialekt kommt man auf Dutzende Synonyme, besonders beliebt ist «Stutz». Und in anderen Ländern? Jenseits des Atlantiks hat man am besten «Bucks» in der Tasche, verkürzt für «Buckskin», das englische Wort für Wildfelle. Denn die galten in den Anfangsjahren der USA als eine Art Ersatzwährung. Die deutsche Bezeichnung «Kröten» leitet sich keineswegs vom Froschlurch ab, sondern vom niederländischen Wort für Groschen: «Groten». In Frankreich schwört man dagegen auf «Blé» (Getreide). Denn das war und ist überlebenswichtig. In Österreich kann sich glücklich schätzen, wer eine «Marie» sein Eigen nennt. Einst wurden die Silbermünzen mit dem Konterfei von Kaiserin Maria-Theresia so genannt. Beliebt sind auch «Moneten», was auf das antike Rom zurückgeht. In unmittelbarer Nähe des Tempels zu Ehren der Staatsgöttin Juno Moneta («die Mahnende») errichtete man die erste Münzstätte. So kam der Brauch auf, das dort hergestellte Geld schlicht «Moneta» zu nennen. Unser Begriff «Geld» übrigens stammt vom Althochdeutschen «gelt», was so viel wie Vergeltung, Lohn, Wert bedeutete. Und warum wird der Franken auch Stutz genannt? Dafür gibt es zwei Erklärungen. Im 16. Jahrhundert gab es einen berühmten Schweizer Münzmeister namens Conrad Stutz. Auch könnte das Wort Stutz von «verstutzen» kommen – das bedeutete früher tauschen oder handeln. ■

«Wenn Du den Wert des Geldes kennenlernen willst, versuche, Dir etwas zu leihen.»

Benjamin Franklin, Gründervater der USA

Von der Muschel zum Bitcoin

1000 n. Chr.
Papiergeld
In China kommen die ersten Papierscheine in Umlauf. In Europa ist Papiergeld erst ab Ende des 15. Jahrhunderts bekannt.

1661
Banknoten
Die Bank von Stockholm bringt erstmals in Europa Banknoten in Umlauf.

1844
Goldstandard
Die Bank of England führt als erste Notenbank den Goldstandard ein und damit das erste international gültige Währungssystem mit Papiergeld auf Goldbasis.

1851
Schweizer Franken
Nach der Gründung des Schweizer Bundesstaats wird der Schweizer Franken als einheitliche Landeswährung eingeführt.

1924
Kreditkarte
Die erste reale Kreditkarte wird 1924 in den USA an ausgewählte Kunden der Western Union und der General Petroleum Corporation abgegeben. 1950 gründet der US-Unternehmer McNamara mit der «Diners Club Card» die erste Kreditkartenfirma der Welt.

1983
Online-Banking
Die Bank of Scotland führt für ihre Kunden Online-Banking ein. Andere Grossbanken folgen. Mit dem Aufstieg des Internets beginnt ab 1993 das Zeitalter des elektronischen Zahlungsverkehrs.

1997
Mobile Payment
Coca-Cola stellt in Helsinki Verkaufsautomaten auf, die den Getränkekauf per SMS ermöglichen. Kaum zehn Jahre später kommen Smartphones mit Bezahlfunktion auf den Markt.

2008
Virtuelle Währung
Mit der digitalen Geldeinheit Bitcoin wird das erste weltweit verwendbare, dezentrale Zahlungssystem lanciert.

Fotos: shutterstock, Staatliche Münzsammlung München, Diners Club International, zVg

Die schönsten Dinge
im Leben sind umsonst?
Wie viel kostet Zufriedenheit oder Freude? Sprechen Sie offen mit uns über Ihre Finanzen und Träume. Das schafft Transparenz und ist der erste Schritt auf dem gemeinsamen Weg zu Ihrem Ziel. cler.ch
Zeit, über Geld zu reden.
Bank
Banque
Banca
CLER